

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 47.

Posen, den 19. August 1927.

Nr. 47.

Copyright by Atlantic Verlag, Leipzig.

Krasputin der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichader.

28. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Sie war ganz ergriffen von dem, was er sagte. Und von seinen Augen, die tiefblau erglühten.

„Wie edel Sie sind! — Und ich darf dabei helfen?“

„Nicht helfen nur, mehr noch! In Ihre Hand ist das Gelingen gegeben. Wir brauchen viel Geld. Und noch mehr — Menschenliebe. Ein offenes Herz für die Leiden der anderen. Wir brauchen die Frauenhand, die alles glättet, die Wege uns ebnet durch weibliche Güte. Sie sind frei und reich, — von dem Schicksal erwählt, eine Pflicht zu erfüllen, die köstlich und stolz ist. Die Pflicht, wohlzutun, mit Hand anzulegen —“

Er stand langsam auf. Mit erhobener Stimme betonte er feierlich jedes der Worte.

„Ich komme als Bote des Schicksals zu Ihnen, verehrtestes Fräulein, um Sie laut zu fragen, ob Sie durch Ihr Geld und durch tätige Arbeit Mithelfer sein wollen im Dienste der Menschheit.“

Sein Auge war weich und von werbendem Leuchten. Auch Ines erhob sich. Ihr war plötzlich feierlich, glücklich zumute. Sie schlug in die Hand ein, die Krasputin reichte.

„Ich will Ihnen helfen, wie's in meiner Macht steht.“ — Sie zögerte etwas. — „Das Finanzielle muß ich dann noch mit Konsul Simon besprechen. Er ist mein Berater in geldlichen Fragen. Wir Frauen verstehen nicht viel von der Börse. Ich bin überzeugt, daß Herr Simon mir zustimmt.“

Um Krasputins Mund sprang ein spöttisches Zucken. Ganz kurz, kaum erkennbar.

„Ich — glaube — es auch!“ sagte er, sich verneigend.

„Ein Glücklicher dankt für die leidende Menschheit.“

Er nahm ihre Hand, die er ehrfurchtsvoll küßte.

„Ich werde dem Orden noch heute berichten.“

„Ah!“ frug sie erstaunt — „dienen Sie einem Orden?“

Er legte den Finger stumm auf seine Lippen, Still-schweigen erbittend.

„Kein Orden wie andere weltliche Orden. Ein Bund der Geweihten. Nur wenige Menschen, verstreut auf der Erde. Kein Niederer kennt sie. Sie werden gelenkt. Handeln nur auf Befehle der inneren Stimme. Wo sich irgendwo solche Gralsbrüder treffen, erkennen sie sich sofort an einem Lichtkreuz, das von ihnen ausstrahlt. — Ich darf Ihnen heute nicht mehr davon sagen. Sie werden bald wissen. Auf Ihrem Haupt sehe ich ja das Zeichen, daß auch Sie geweiht sind.“

„Ich?“ frug sie verwundert. Es kam ihr so komisch vor, was er ihr sagte. So fremd und verstiegen. Aus Zartgefühl hatte sie ihm nicht erwidert, um ihn nicht zu kränken. Nun fühlte sie sich kaum noch fähig, zu zweifeln. Wenn das alles wahr wäre! dachte sie heim-

lich. Es gab doch wohl Dinge, die sie noch nicht kannte und doch existierten.

... Als Krasputin schon lange fort war, saß Ines noch tief in Gedanken. Sie schreckte zusammen, als es draußen klopfte und Matterton zögernd ins Zimmer hereinkam. Erstaunt sah sie auf. Er grüßte verlegen.

„Verzeihen Sie, Ines, ich hielt es nicht aus. Eine innere Stimme zwang mich, umzukehren. Es war mir, als müsse ich Sie hier beschützen.“

„Wovor denn?“

Sie lachte. — „Und am hellen Tage? — Doch ist es sehr lieb, Kolf, daß Sie um mich sorgten. Auch wenn gar kein Grund war. Im Gegenteil, Krasputin machte mich glücklich. Er hat mich, ihm bei seinen Plänen zu helfen. Durch Geld und durch Arbeit. Er will sich jetzt ein Sanatorium bauen für leidende Menschen. Das wäre doch endlich ein Ziel für mein Leben, mithelfen zu können!“

Er pfiß durch die Zähne.

„— die Welt zu betrügen.“

„Was?!“ schreckte sie auf — „ja, was soll denn das heißen?“

„Daß dieser Mensch Schwindler ist und nur Ihr Geld will, um weiter zu schwindeln. In größerem Maßstab.“

„Oh, Kolf, das war häßlich! Wie können Sie nur diesen Mann so verdächtigen.“

Er biß auf die Lippen.

„Es hat keinen Zweck mehr, Verstecken zu spielen. Der Mann ist ein Schwindler. Das sagt mein Instinkt mir. Er hängt auch mit Ihren „Gespenstern“ zusammen. Den Totenkopfeinbrechern. Das ist fast sicher.“

„Nun hören Sie auf!“ lachte sie wieder heiter. „Sie sehen Gespenster! Das ist doch zu närrisch, sowas nur zu denken!“

„Ich warne Sie, Ines!“

Sie lachte noch lauter.

„O Gott, sind Sie komisch, Kolf, wenn Sie so schauen! Daß Ihnen der Mann unsympathisch war, wußte ich ja schon damals, als Sie mit ihm sprachen. Das war bei Kolf Matterton auch zu erwarten. Der große Enträtfler und der Wundertäter sind Feuer und Wasser, zwei feindliche Pole. Nur dürfen Sie ihn nicht gleich zu einem Schwindler —! O Gott, diese Männer!“

Sie konnte nicht sprechen. So mußte sie lachen. Es war eine Fröhlichkeit, die Kolf erschreckte. Kernös, übertrieben, ganz gegen die sonstige Art der Geliebten.

Sie war ohne Uebergang wieder ganz ruhig. Ihr Blick wurde traurig.

„Sie tun mir so weh, wenn Sie Krasputin schelten. Er ist ein Geweihter. Das Glied eines Ordens vereinzelter Menschen, der über die ganze Welt heimlich verstreut ist. Sie werden geleitet und kennen sich nur an den heimlichen Zeichen, die sie von sich ausstrahlen.“

Matterton sprang zornig von seinem Stuhl auf.

„Hat Ihnen der Mensch etwa auch diesen Unsinn zu bieten gewagt?“

„Unsinn?“ machte sie schmolle. „Warum ist das Unsinn? Er sagte auch, daß ich selbst Ausstrahlungen hätte, an denen er meine Bestimmung erkenne.“

„Bestimmung, — das Opfer des Gauners zu werden! Ihr Geld wegzumerfen!“

„Sie werden verlezend!“ rief sie ungehalten.

„Verzeihen Sie!“ zwang er sich wieder zur Ruhe.

„Ich habe kein Fischblut und kann nicht dabeistehen, wenn ich Gefahr sehe für einen Menschen, der mir — der mir wert ist.“

Sie gab ihm die Hand. Eine Welle von Zärtlichkeit flutete plötzlich von Seele zu Seele und machte sie traurig. Wie vor einer Trennung, die ihnen bevorstand. Sekundenlang standen sie sich gegenüber, als hätten sie Angst, das Gespräch fortzusetzen. Kolf riß sich zusammen. Sein Herz war zerrissen vor Schmerz und Empörung. Er fühlte sich wehlos und wollte doch helfen. „Ich bitte Sie, Ines —“ versuchte er nochmals — „vermeiden Sie alles, was Sie diesem Krasputin ausliefern könnte! Ihm und seinem Einfluß. Ich bringe Be- weise für das, was ich sagte. Nur Zeit muß ich haben, ihn zu überführen.“

Sie zog ihre Hand wieder leicht aus der seinen. Ihr Blick war verschleiert.

„Dann helfen Sie selbst einfach auch bei der Sache! Beteiligen Sie sich! Besprechen Sie alles genau mit Herrn Simon. Sie sind doch vermögend.“

„Weiß Gott,“ rief er finster — „zum erstenmal wünsche ich, daß ich es wäre! Dann könnte ich mit- machen, um Sie zu schützen!“

„Sie sind nicht vermögend?“ frug Ines verwundert.

„Bei Ihren Erfolgen? Und Ihrer Familie?“

„Ich war es! Im Krieg wurde alles beschlagnahmt und später entwertet. Die Schenkungen an die Museen, die Reisen verschlangen Vermögen. Die Einnahmen aus meinen Büchern genügen, um Schulden zu zahlen und davon zu leben. Herr Krasputin braucht einen reicheren Partner als mich, liebe Ines. Ich habe das Geld nie vermisst. Jetzt vermisst ich's. Damit ich verlieren kann, — an Ihrer Stelle.“

„Sie sollten sich freuen für mich!“ sagte Ines, mit Tränen im Tone — „daß ich endlich Arbeit erhalte und Pflichten. War das denn ein Leben, wie ich es stets führte? Ich war eine Drohne. — Ach, könnte ich Sie mit dem Russen befreunden! Sie beide und ich — ach, das wäre zu herrlich!“

Er lachte verbittert.

„Herr Krasputin dürfte sich nicht danach drängen. Er hat seine Gründe.“

„Sie sind unverbesserlich!“ soate sie tonlos und gab ihm die zitternde Rechte zum Abschied. Er ging schnell zum Ausgang. Sie blieb reglos stehen und hörte die Haustür wieder ins Schloß fallen. Müde und ab- wesend schritt sie zum Schreibtisch und träumte ins Leere. Mechanisch zog sie ihre Schublade auf, nahm die Truhe, die immer darin stand, und blätterte willenlos in ihrem Inhalt.

Ein kleines Papier las sie, ganz in Gedanken. Erst langsam erkannte sie Sinn und Bedeutung. Es war jener Zettel, den sie in der Nacht auf dem Kissen ge- funden. Nach ihrer Gesellschaft.

„Ich warne Sie vor einem Mann, der Ihr Geld will. Er steckt tief in Schulden und will sich sanieren.“

Das war also Wahrheit. Er sprach selbst von Schulden. Doch daß er ihr Geld wollte —? Eher der Russe. Aergerlich riß sie den Zettel in Fetzen. „Ich sollte mich schämen!“ schalt sie sich und nahm schnell ein Bild aus dem Schubfach, das Kolf ihr einst schenkte. Er trug seine Tropentracht, die sie so liebte.

„Du Treuer — du Guter!“ hat sie zärtlich flüsternd und preßte das Bild an die bebenden Lippen.

Ihr Blick war verschleiert von Tränen und Schn- sucht, als sie wieder aufjah.

„Kolf!“ sagte sie leise. —

Da warf sie das Bild hin wie glühendes Eisen.

„Nicht! Nicht!“ schrie sie ängstlich.

Sie hatte den Totenkopf deutlich gesehen, in den sich die Züge des Liebsten verwandest . . .

„Ich werde noch wahnsinnig!“ stöhnte sie tonlos und barg ihre Augen entsetzt in den Händen.

„Ich werde noch wahnsinnig!“ stöhnte auch Ahren- berg in diesen Wochen, die sich überstürzten im Tempo der Arbeit. Sein russischer Schützling sah ihm wie ein quälender Alp auf der Seele und hezte ihn vorwärts. Es war wie ein Umsturz der alten Begriffe. Der Herr war jetzt Diener, der Knecht Herr geworden. Nur Kras- putin herrschte und riß alle mit sich wie in einem Wir- bel. Sein Haus war in Aufruhr von morgens bis abends. Er hatte die Dienerschaft wieder verdoppelt. Die Tür stand nicht still. Immer kamen die Menschen und gingen — ein Fluten und Ebben. Patienten, Alien- ten, ratsuchende Leute, die nun zu ihm eilten, da er kaum noch ausging. Vertreter, Erwerbslose, die er sich suchte, die still für ihn warben, Aufträge ausführten und Briefe besorgten in Massenaufträgen. Der Baumeister, Handwerker, wilde Agenten. Reporter der Presse und stille Spione. Dazwischen die Menge der heimlichen Bettler in hundert Gestalten.

Der Russe war nur für Besucher erreichbar, die er selber wünschte. Die übrigen landeten schon in dem Borraum und wurden durch die Sekretäre erledigt. Er selbst sah unsichtbar am kostbaren Schreibtisch des prunk- vollen Zimmers und gab durch das Telephon seine Be- fehle. Mit drei Apparaten, die neben ihm standen.

Sein Sekretär kam täglich zweimal zum Vortrag, erhielt seine Weisung und trieb das Bureau zu noch schnellerer Arbeit. Es half Ahrenberg nichts, daß er sich beschwerte. Sein eigenes Zimmer war jetzt der Ge- schäftsraum für eine Schar klappernder Stenotypistin- nen. Man fragte ihn gar nicht. Sein erster Jorn schwand vor den Augen des Russen, als er zu ihm stürmte. Und vor seinem — Gelde. Denn Krasputin reichte ihm nur einen Scheck hin.

„Da — nimm! Zwanzigtausend. Das ist wohl die Summe, die ich dir noch schulde? Wenn dir meine Teilhaberschaft nicht mehr zusagt —?“

„Wer sagt das?! — Was soll das?“ fuhr Ahren- berg auf. „Nein, — ich will dieses Geld nicht!“

„Nicht?“ machte der Jüngere über die Schulter, schrieb ein Telegramm und sprach währenddessen in die Telephone. — „Ich dachte, dir paßte das Tempo nicht, in dem ich lebe. Du weißt ja, der Kleintram ist für mich vorüber. Drum, wenn dir's zuviel wird —“

Der Ältere kniff seine Augen zusammen und krampfte die Finger.

„Ah!“ zischte er heiser. — „Das soll also heißen, daß du mich hinauswirfst? Daß ich gehen kann, wo mein Geld dir geholfen!“

„Dein Geld? — Nein, — das Schicksal. Du sag- test ja selbst, daß das Schicksal dich zwänge, als du mir das Geld gabst. Im übrigen, — hättest du mir's nicht gegeben, dann wäre ein anderer zu mir gekommen.“

Fred Ahrenberg griff unwillkürlich nach vorwärts. Der Brieföffner drängte sich ihm in die Hände. Er war totenbleich, und sein Atem ging keuchend.

„So?! — Das soll der Sinn sein! So sieht's mit dem Kerl aus, den ich aus dem Schmutz zog! Jetzt fällt deine Maske, du windiges Büschchen! Du sollst dich verrechnen!“

Er streckte den Kopf vor und ging Schritt für Schritt nach dem Schreibtisch hinüber.

Der Russe sah, wie er den Brieföffner hochhob, der spitz wie ein Dolch war, aus goldener Bronze.

„Stich!“ sagte er langsam mit lachender Miene, die Ahrenberg unsicher machte vor Staunen. „Du kannst es nicht! Stich doch!“

In Ahrenbergs Faust zuckte plötzlich das Messer. Er mühte sich ab, es nach unten zu stoßen. Auf seiner Stirn schwellen die Adern zu Strängen.

„Verbrenn' dich nicht!“ warnte ihn Krasputin ruhig.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Hansjakob.

(Zum 90. Geburtstag des Dichters am 19. August.)

Von Hans Gätgen.

(Nachdruck verboten.)

Ich habe ihn noch, es mag im Jahre 1918 gewesen sein, als würdigen Pfarrherrn von St. Martin in der schönen badischen Stadt Freiburg durch die Straßen wandeln sehen, den großen Schlapphut auf dem Kopf und einen altertümlichen Sieder in der Hand. Hinter den Brillengläsern hervor schauten die Augen des damals 76jährigen in jugendlichem Feuer.

Wie die äußere Erscheinung des Mannes, so seine innere: Ein aufrechter Kämpfer für seine Ideale, ein Gegner aller modernen Scheinerregenschaften, die doch dem Leben der Seele nicht gerecht werden, sondern sie immer mehr ersticken im Schlingengewächs ihres „Fortschritts“. Oh, man muß in den deren Büchern dieses geistlichen Herrn nachlesen, wie er, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, in seinem ureigenen Stil eine Lanze bricht für die gute, alte Zeit, da noch Treu und Glauben in der Welt herrschten, und der Mammonsgeist noch nicht alles vergiftet hatte. Aus dieser Hinnneigung zu den Tagen der Großväter und Urgroßväter ergab sich auch Hansjakobs pessimistische Weltbetrachtung.

Er wollte eigentlich kein Dichter sein. Er wollte nichts erfinden und ergrübeln. Er liebte seine badische Heimat und das badische Volk, vor allem die Schwarzwaldbauern, und schrieb nieder, was er sah und erlebte. Oft änderte er nicht einmal die Namen der Helden seiner Erzählungen, die gar keine Erzählungen sind, sondern Schilderungen des Tatsächlichen. Wer Hansjakobs Bücher kennt, wird wissen, daß er zuweilen sogar den Leser auffordert, da und dort, in jener Gegend und in jenem Dorf nachzuprüfen, ob der Autor die dort anzutreffenden Verhältnisse auch naturwahr und lebensecht wiedergegeben hat. Vorbildliche Charaktere liebt er in den Mittelpunkt seiner Geschichten zu stellen, zum anderen aber sonderbare Käuze, die ihn beinahe noch mehr reizen und literarisch naturgemäß auch ergiebiger sind. Das Leben dieser Sonderlinge wird dann, wie es war, geschildert, und dazwischen wird mannigfaltiges Wissen um die Volkskunde, alte Sitten und Gebräuche eingestreut, wodurch die Erzählungen erhöhte Bedeutung gewinnen. Gestalten seines Geburtsortes benennen das Buch „Wilde Kirchen“; Weinbauern vom Bodensee und Schwarzwaldbauern schreiben durch den Band „Schneeballen“; zwei weitere, bürisliche Persönlichkeiten schildernde Bücher sind „Bauernblut“ und „Erzbauern“. „Walbleute“ ist weiterhin eine der bekanntesten Schöpfungen des badischen Heimatdichters.

Neben diesen Bänden stehen die zahlreichen autobiographischen Arbeiten Hansjakobs, die von ungemeinem Reiz sind und die Persönlichkeit des Autors in klarer Weise hervorheben lassen. Seine Vorfahren schildert er in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ und in dem Bande „Meine Madonna“. Wir erfahren da, daß allerlei ehrsame Handwerker unter den Ahnen des Dichters waren; „Aus meiner Jugendzeit“ aber spricht von dem Vater, der als Bäcker und Wirt wirkte und dem Sohne die Schwermut vererbte. Die Mutter besaß Witze und gute Laune und schäumte über von Lebensfreude. Die weiteren Lebensjahre werden in dem Erinnerungsbande „Aus meiner Studienzeit“ anschaulich geschildert; Gymnasientage, theologische Studienzeit, Prüfungen, Wirken als Lehrer am Donaueschinger Gymnasium und als Schuldorchester in Waldshut, pfarrherrliche Tätigkeit in Sagnau am Bodensee und endlich die Berufung als Stadtpfarrer nach Freiburg bilden die weiteren Hauptstationen im Leben dieses rastlos und unermüdeten Tätigen, der im Sommer 1916 die Augen zum letzten Schlummer schloß. Aus der Geschichte der deutschen Dorfzerzählung, der guten, vorbildlichen Heimatdichtung, ist das Bild Heinrich Hansjakobs nicht wegzudenken; seine Bücher erfreuen sich, nicht nur in Baden, großer Beliebtheit und werden durch ihre urwüchsige Kraft noch viele erfreuen und beglücken.

Der ungläubige Thomas.

Eine Geschichte aus Sowjetrußland.

Von M. Kozhew.

Dem Bauer war sein Kälbchen verloren gegangen. Er suchte, suchte und fand es schließlich auf einem Felde hinter dem staatlichen Mustergut. Es war spät geworden. Der Bauer, der es eilig hatte, trieb sein Kalb und dachte: „Wenn ich das Kalb auf dem Wege durch das Mustergut treibe, habe ich immerhin einhalb Werst erspart.“

Gefragt, getan. Er treibt sein Kalb, achtet darauf, daß es nicht auf das Feld tritt und schaut ängstlich zur Seite, ob ihn niemand sieht. Als er an einem Gebüsch vorbeikommt, hört er plötzlich einen Ruf: „Halt!“

Ein Wächter springt aus dem Gebüsch, packt das blökende Kalb am Schwanz und beginnt es mit sich zu ziehen. Der Bauer hinter dem Wächter drein: „Gib das Kalb zurück. Das Vieh wird umkommen!“

„Wenn du die Strafe bezahlst, bekommst du es zurück. Komm zum Verwalter!“

Das Kalb brüllt, der Bauer schreit hinterdrein, bittet um sein Vieh. Schließlich kommen sie zum Verwalter. Der Allge-

waltige sitzt auf der Veranda des Herrenhauses, trinkt Tee und spielt mit seinem Hunde. Und als er den Bauer bemerkt:

„Tresor, Diebe!“

Der Hund beginnt wütend zu bellen, der Bauer weiß nicht wohin, der Verwalter lacht, der Wächter lacht.

„Ich habe nur geschert. Tresor, kusch!“

Und zum Wächter: „Was habt Ihr?“

Der Bauer läßt den Wächter überhaupt nicht zu Worte kommen. Er wirft sich auf die Erde und beginnt mit entstellter Stimme:

„Väterchen! Herr! Euer Hochwohlgeboren! Laß mein Kalb frei, mein Leben lang werde ich für dich beten!“

„Steh auf und sprich vernünftig. Ich bin kein Herr!“

Und der Bauer: „Väterchen! Herr! Wohlthäter!“

Der Verwalter wurde wütend: „Schweig, du Schafskopf. Ich bin kein Herr, sondern ein Sowjetbeamter.“

Der Bauer steht auf.

„Ich glaube es nicht, daß du kein Herr bist. Beweise es mir!“

Da packte den Verwalter die Wut.

„Ich werde es dir beweisen! Du sollst einmal springen lernen! Bezahle drei Rubel Strafe, dann bekommst du das Kalb zurück. Und dafür, daß du mich in Gegenwart von Zeugen Herr genannt und dich wie ein Idiot benommen hast, wirst du dich vor Gericht verantworten.“

Da der Bauer kein Geld hatte, mußte er ohne Kalb nach Hause gehen.

„Bis ich das Geld aufgetrieben habe, wird das Kalb auf diesem Mustergut verreckt sein“, denkt der Bauer und beschließt zur Gemeindeverwaltung zu gehen.

Schließlich macht er einen Milizionär ausfindig.

„Womit kommst du?“ fragt der Milizionär.

„Mit einer Sache komme ich“, antwortet der Bauer.

„Ja mir kommt man nicht mit leeren Sachen. Komm morgen!“

„Ich kann nicht bis morgen warten! Höre mich an, Herr Reviervorsteher!“

Der Milizionär wurde wütend: „Ich bin kein Herr Reviervorsteher, sondern Mitglied der Miliz!“

Und der Bauer: „Das glaube ich nicht, daß du kein Reviervorsteher bist. Beweise es mir!“

„Ich werde es dir beweisen. Du wirst bei mir in der kalten Zelle die Wangen nähren!“

Der Bauer brach in Tränen aus: „Herr Reviervorsteher! Euer Hochwohlgeboren!“

Der Milizionär nahm den Bauer natürlich beim Kragen und brachte ihn zur Wache. Sieh ihn auf eine Bank und sagte:

„Da, sitz und warte!“

Der diensthabende Beamte hinterm Tisch schreibt einen Bericht. Er blickt für einen Augenblick zum Bauer hinüber und sagt:

„Gedulde dich!“

Der Bauer sitzt eine halbe Stunde, der Beamte schreibt, der Bauer wartet noch eine halbe Stunde, und der Beamte schreibt noch immer.

„Laß mich frei! Ich bin unschuldig.“

„Siehst du nicht, ich bin beschäftigt!“

„Höre mich an, Herr Reviervorsteher“, begann der Bauer zu betteln.

Der Beamte wurde sofort wach:

„Was phantasierst du, was für ein Reviervorsteher?“

„Schön“, sagte der Bauer, „Reviervorsteher gibt es jetzt nicht mehr, aber sage mir doch bitte, warum man mich unschuldig aufs Revier gebracht hat?“

„Was für ein Revier?“

„Na hier, wo ich sitze.“

„Was?“ brüllte der Beamte. „Revier? Das ist kein Revier, Bürger, sondern eine Abteilung der Arbeiter- und Bauernmiliz!“

Und der Bauer: „Das glaube ich nicht, daß das kein Revier ist. Beweise es mir!“

„Ich werde es dir beweisen! Du wirst wegen Beleidigung vor Gericht kommen! Milizionär!“

Ein Protokoll wurde abgefaßt und der Bauer für drei Tage in die kalte Zelle gesperrt. Dort saß er, trank Wasser, aß trockenes Brot und nährte die zahllosen Wangen.

Als er nach drei Tagen nach Hause kam, mußte er erfahren, daß das Kalb nicht mehr lebte. Es war auf dem Mustergut verhungert. Aber er fand zwei Vorladungen zum Gericht vor. Das Mustergut forderte die Strafe ein und die Miliz hatte ihn wegen Beleidigung angezeigt.

(Deutsch von E. Baumgarten.)

Der Tod am Radio.

Ueber einen in seiner Ursache einzigartigen Todesfall berichten zwei englische Aerzte im „British Medical Journal“: Eine 61jährige, leicht herzleidende Dame in Wembley begab sich frühzeitig zu Bette, um hier in Ruhe die Darbietungen des Funksenders anzuhören.

Als die Tochter einige Zeit später das Schlafzimmer der Mutter betrat, fiel ihr zunächst ein eigenartiges, lautes Geräusch

auf, das aus den undenklichen Hörern ertönte. An das Bett der Mutter tretend, fand sie diese zu ihrem Entsetzen, tot vor elektrischen Funken, die zwischen den Kopfhörern und den Stahlbügeln der Brille, die die alte Dame trug, übersprangen, ließen sie die Todesursache vermuten. Sofortiges Abnehmen der Kopfhörer und Wiederbelebungsversuche konnten an dem traurigen Ausgang nichts ändern, ebensowenig wie die hinzugerufenen Ärzte Hilfe zu bringen vermochten.

Selbstverständlich konnte die minimale, elektrische Energie, die in Form der Wellen zu dem Dedektorapparat und damit zu den Kopfhörern drang, nicht den Tod herbeigeführt haben. Das todbringende Instrument war, wie die Zusammenarbeit medizinischer und elektrotechnischer Sachverständiger einwandfrei aufklären konnte, ein mangelhaft isolierter Draht an der Nachtischlampe der Unglücklichen gewesen. Diese Lampe, deren Gestell dadurch stromführend geworden war und die bei Berührung schon öfters unbedeutende und daher unbeachtete elektrische Schläge ausgeteilt hatte, hielt die Verstorbene in der verkrampften linken Hand. Eine ausgedehnte Verbrennung zeigte, daß hier der Eingang des 240 Volt starken, tödlichen Wechselstroms der Lichtleitung in den Körper erfolgt war. Der Radioapparat — ein unbedeutender Isolierungsfehler hatte auch hier noch den Durchtritt tödlicher Stromstärke behindert erleichtert — war nur insofern an dem Unfall beteiligt, als er die Erdleitung herstellte, wie dies genau so gut ein Wasserrohr, eine Heizröhre oder die Gasleitung getan haben könnten.

Der Unfall, der auf das Zusammenwirken einer Reihe unglücklicher Umstände zurückzuführen ist, wobei das bestehende Herzleiden und die durch das Alleinsein bedingte lange Dauer der Stromwirkung nicht vergessen werden dürfen, spricht in keiner Weise für irgend eine Gefahr beim Anhören der Rundfunkdarbietungen. Spricht vielmehr dafür, daß der Strom unserer Lichtleitungen genügen kann, Menschenleben zu vernichten, daß daher diese Leitungen und die von ihnen gespeisten Gegenstände des täglichen Bedarfs, pflegliche Beachtung beanspruchen, und alle an ihnen beobachteten Störungen sofort und durch sachverständige Hand beseitigt werden müssen.

Besonders beachtens- und nachahmenswert ist die Art, wie der vorliegende Fall unter Zustimmung aller beteiligten Instanzen der Deffektivität übergeben worden ist, um, ohne irgendwelche Rücksicht auf Einzelinteressen, aufklärend und damit vorbeugend zu wirken.

Aus aller Welt.

Neue Schwimmversuche im Narmelkanal. Nachdem dieser Tage der 22 Jahre alte kaufmännische Angestellte Edward Lemme aus London den Narmelkanal durchschwommen hat, dürfte es interessieren, daß noch eine ganze Anzahl Personen sich aufgemacht haben und teilweise schon trainieren, um die sportliche Rekordleistung, die Gertrud Ederle im Vorjahre erstmalig vollbracht, zu wiederholen.

Da ist in erster Linie zu nennen, die Dänisch-Amerikanerin Frau Clementine Corson, die schon im vorigen Jahre den Versuch unternahm, aber im Angesicht des Zieles, eine halbe Meile von der englischen Küste wegen Erschöpfung aufgeben mußte. Sie dürfte bereits in den nächsten Tagen ihr Vorhaben ausführen. Ferner ist zu nennen Frank Berkes aus Birmingham, der gleichfalls im vorigen Jahre den Versuch der Kanalbezwingung 1 Meile vor dem Ziel wegen Erschöpfung aufgab. Jack Weidmann will von Dover nach Ramsgate gleichfalls durch Schwimmen gelangen und Jabez Wolf der Trainer der Gertrud Ederle hat für diesen Sommer die gleiche Absicht. Außerdem sind noch zwei weibliche Schwimmerinnen, welche um die Palme des Sieges über den Kanal ringen, vorhanden: die hübsche Maschinenschreiberin Lillie Hundsan und Hilda Hatting, beide aus London. In letzter Stunde trifft aus Newport noch die Meldung ein, daß sich die Zwillingsschwester Berchice und Phyllia Zitensfeld an Bord der „La France“ eingeschifft haben, um gleichfalls ihre Schwimmkunst an der Durchquerung des Kanals zu versuchen. Das erst 15jährige Zwillingsschwimmpaar siegte im diesjährigen Hudson-Schwimmen, welches sich von der Quelle bis zur Mündung des Hudson erstreckt, in einer Rekordzeit über alle Konkurrenten.

Der Vatikan gegen amerikanische Filme. Das Organ des Vatikan, der „Osservatore Romano“, erläßt in einer seiner letzten Nummern eine Warnung vor amerikanischen Filmen, die als „tödliches Gift“ bezeichnet werden.

„Geben Sie acht, auf die sogenannten erzieherischen Filme, mit denen sich Amerika anmaßt, uns nicht nur zu unterhalten, sondern auch zu belehren,“ heißt es im Leitartikel des Blattes. „Amerika ist ein sehr großes Land, dessen unbetrittene Dollarüberlegenheit es auf den Gedanken geistiger Überlegenheit über die ganze Welt hat verfallen lassen. Gewisse amerikanische Tendenzen, die mit ungewöhnlicher Gabe für die Erfassung des Praktischen vorgetragen werden, die Gewalt als philosophisches Prinzip und Bemerkungen Henry Fords als Kritik der reinen Vernunft ansehen, mögen zwar eine gewisse allzumoderne Charakterveranlagung ansprechen, wir unsererseits finden sie aber nichtsdestoweniger stümperhaft.“

„Die Amerikaner haben wohl Gebäude von 50 Stock Höhe und mehr erbaut, aber als Amerika noch nicht entdeckt war, hatten wir schon unsere Kathedralen. Das alte Europa, welches auf dem Boden und den Ueberresten von 10 Zivilisationen gebaut ist, ist nicht gewillt, blindlings eine improvisierte Zivilisation von jenseits des Weltmeeres hinzunehmen. Der ständig wachsende Einfluß, der von Hollywood in die Welt gesetzten Filme, sehen wir als eine Gefährdung unserer Zivilisation an. Wissentlich und unwissentlich wird hier ein tödliches Gift verbreitet, das ernste Folgen haben kann. Europa muß das Joch der amerikanischen Filmdiktatur von sich abstreifen.“

Es folgen dann Bemerkungen über die „Industrialisierung des Intellekts“, und folgert zum Schluß: „Amerika möge die materielle Vormachtstellung in der Welt behalten. Europa beanspruche für sich, die Vormachtstellung des Geistes zu wahren.“

Städtegründungen aus dem Nichts! An der Westküste von U. S. A. ist das jüngste Amerika anzutreffen. Hier gibt es noch Städtegründungen aus dem Nichts, waghalsige Spekulationen. Man fährt, schreibt Professor Rein in der „M.-Welt“, durch das Land und glaubt in die Stille einer unberührten Landschaft zu kommen. Da reden sich plötzlich Tafeln aus dem Grase hervor mit allerhand Inschriften: „Hier ist der Mittelpunkt einer neuen Stadt“, „Hier wird ein zwanzigstöckiges Hotel stehen“, „Hier kommt eine Volksbibliothek hin“, „Hier ist Platz für einen exklusiven Klub“, „An diese Ecke gehört ein Kino“, „Hier soll ein Bürohaus stehen!“ Beim näheren Zusehen entdeckt man, daß der Entwurf zu einer ganzen Stadt mit Straßen, Plätzen und Häusern ins Gras eingezeichnet ist. Wahrhaftig, gerade hier im äußersten Westen versteht man, was eine amerikanische Zeitung neulich schrieb: „In unserem Lande sind die Träume des einen Tages die Wunder des nächsten Tages und des dritten Tages Gemeinplätze.“

Hohe Fröschpreise in Japan. Man schreibt uns aus Tokio: Seit einigen Jahren entwickelt sich in Japan etwas, das man geradezu mit dem Namen Fröschkultur bezeichnen möchte. Kapital und Wissenschaft haben sich vereinigt, um möglichst große und möglichst schmackhafte Frösche zu züchten. Die ersten Zuchtpaare wurden aus den Vereinigten Staaten 1922 eingeführt und gleichzeitig wurde an der Universität ein „Fröschlaboratorium“, besser gesagt ein „Frösch-Forschungsinstitut“, gegründet. Eine geschickte Propaganda tat das übrige, und heute ist es so weit, daß jeder Japaner Sonntags seinen — Frösch im Topfe haben will! Infolgedessen sind die Preise in ganz ungeahnter Weise in die Höhe geschossen. Ein Paar von der besten Sorte junger Frösche wird mit 2 Mark bezahlt, ein Paar völlig ausgewachsene Frösche sogar mit 10 Mark und darüber.

Fröhliche Ecke.

Die Zeitung, bei der kein Irrtum möglich ist.

Ein großer Zeitungsverleger in Boston — so erzählte einst der berühmte amerikanische Journalist Samuel Bowles — bekam einmal Besuch von einem ehrsamem Bürger der Stadt, nennen wir ihn X, der sich in sehr temperamentvoller Weise darüber beschwerte, daß im Morgenblatt gestanden hätte, er, X, hätte sich aufgehängt, und sofortige Widerrufung der Notiz verlangte, da er ja, wie der Zeitungsverleger sich mit eigenen Augen überzeugen könne, sich noch der besten Gesundheit erfreue. — Der Zeitungsverleger erklärte, dies ginge nicht an, da in der von ihm herausgegebenen Zeitung Irrtümer ausgeschlossen seien! Er wolle aber eine Notiz bringen des Inhalts, ihm, X, sei im letzten Augenblick der Strick gerissen, so daß er mit heiler Haut davongekommen sei!

Blaubusch in Berlin.

Herr Blaubusch geht langsam durch die Potsdamer Straße. Da plötzlich löst sich Blaubuschs Sodenhalter. Löst sich und hängt fatalerweise unten zum Hosenbein heraus.

Ruft ein kleiner Knirps Blaubusch an: „Sie — Dicker — wachstensa n Dogenblid — Ihr Bandwurm macht'n Fluchtversuch!“

Die vermännlichte Mode.

Fräulein Loni, äußerst vermännlicht, mit Herrenhut, Steh-umlegefragen, Herrenmantel, Lebergamaschen, Monokel, betritt das „Hotel Czestor“:

„Haben Sie ein Zimmer frei für eine einzelne Dame?“ fragt sie den goldbetreten Portier.

„Gewiß,“ verneigt sich dieser, „bringen Sie die Dame nur her, mein Herr...!“

Was ist ein Raubtier?

Rudi schwärmt immer noch von seinen Sommerferien. „Und dann... weißte noch, Mutti... wie ich auf der Wiese das Raubtier fing?“

„Was für ein Raubtier, denn?“ fragte die Mutter erstaunt. „Na, den Schmetterling.“

„Aber Rudi, das ist doch kein Raubtier!“

„So? Der wird doch aber aus einer Raupe gemacht.“